

KATHARINA
DÖBLER

**DEIN
IST DAS
REICH**

ROMAN
CLAASSEN



Katharina Döbler
Dein ist das Reich

KATHARINA DÖBLER

**DEIN
IST DAS
REICH**

Roman

claassen

Dein ist das Reich wurde durch das Grenzgänger-Programm der Robert Bosch Stiftung und des Literarischen Colloquiums Berlin sowie durch ein Aufenthaltsstipendium im Künstlerhaus Lukas, Ahrenshoop, gefördert.

Quellennachweis

Imre Kertész, *Galeerentagebuch*, übersetzt von Kristin Schwamm © 1993, Rowohlt.Berlin Verlag GmbH



Claassen ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein.de

ISBN 978-3-546-10009-0

© 2021 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Karte: © mapz.com – Map Data: OpenStreetMap ODbL

Lektorat: Claudia Marquardt

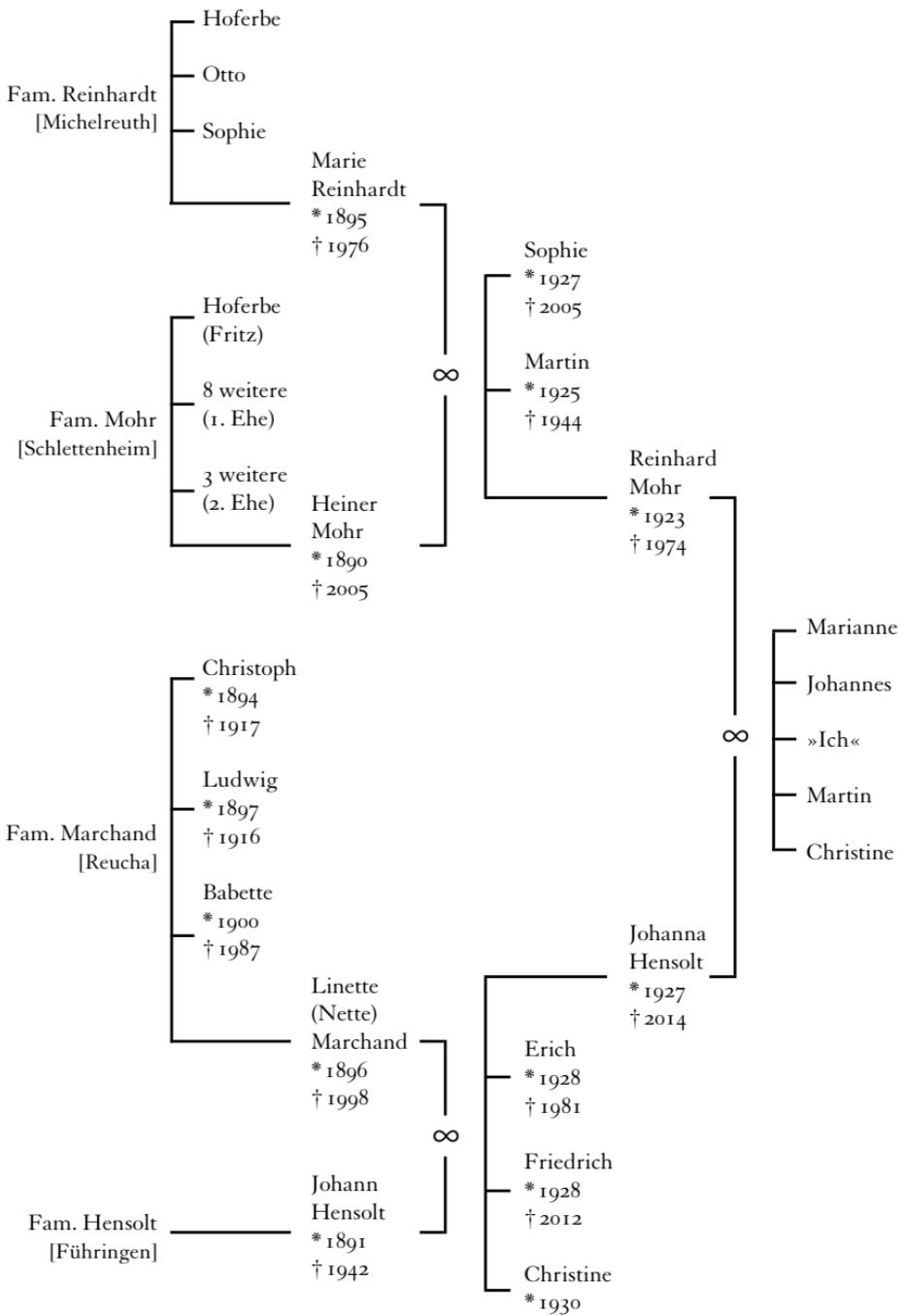
Gesetzt aus Granjon LT Std

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Erfahrungen sind vergeblich.
Doch insgeheim, im Verborgenen,
müssen diese Erfahrungen trotzdem
irgendwo leben.

Imre Kertész, *Galeerentagebuch*



Prolog

Es war Sommer, als ich zum letzten Mal mit meiner Großmutter allein war.

Sie hieß Linette, aber genannt wurde sie immer nur Nette. Die späten, sesshaften Jahre ihres Lebens verbrachte sie in einem süddeutschen Städtchen mit Rokokoschloss, Kopfsteinpflaster, Kirchen und einer amerikanischen Garnison. Hier fühlte sie sich sicher. Ob sie sich auch zu Hause fühlte, weiß ich nicht.

In den heißen Tagen damals erzählte sie mir zum letzten Mal von ihren Schiffen und Heiden, ihren Dämonen und Soldaten.

Die Weltgeschichte, Kind, wird nicht von den Frauen gemacht, sagte sie am Ende, aber sie müssen halt darin leben. Ihr alter Seufzer.

Meine junge Ungeduld gegenüber solchen Sätzen und Seufzern.

Wir saßen im Garten zwischen Bohnen, Beeren, Gartenzwerge und Phlox. Das Holzbänkchen roch in der Hitze nach altem Lack.

Ich trug eine zweifarbige Stachelfrisur, die sie missbilligte, große Ohrringe, die sie ebenfalls missbilligte, und Flickenshorts, die sie am allermeisten missbilligte, nur meine Lederjacke fand sie vernünftig. Und ich fragte mich zum ersten Mal

in meinem Leben, was die Weltgeschichte mit meiner Großmutter zu tun hatte.

Bis dahin war ich nie auf den Gedanken gekommen, ihre Erzählungen an irgendeiner Art von Wirklichkeit zu messen. Sie waren die Märchen meiner Kindheit, die auf dem langsamen Fluss ihrer hohen, leisen Stimme dahinzogen, unerklärlich, schrecklich und schön. In meiner Vorstellung spiegelten sie sich als unklare schwarz-weiße Bilder, ähnlich den Fotografien, auf denen meine weißen Verwandten in weißen Kleidern und schwarze, mit weißen Streifen bemalte Papua unter Palmen zu sehen sind.

Ich war ein Kind. Ich hielt einen Wollstrang um die Hände gespannt, meine Großmutter wickelte das Knäuel, der Faden zuckte zwischen uns beiden hin und her.

Dann kamen die Soldaten, und wir mussten weg. Der Krieg –

Sie machte eine Pause. Ich kannte das schon. Nach dem Krieg kam immer eine Pause. Einen tiefen Atemzug lang sagte sie dann nichts und tat nichts.

Die Offiziere im Lager waren ganz scharf auf Muskatnüsse, fuhr sie schließlich fort, während ihr Handgelenk wieder rasend schnell um das Wollknäuel kreiste. Die konnten nicht genug davon kriegen. Wir haben ihnen immer welche gesammelt.

Ich stellte mir meine zierliche Großmutter vor, mit ihrem Haarknoten und ihrer ewigen Schürze, wie sie sich unter Nussbäumen bückte, umringt von Männern mit Reitstiefeln und Peitschen. Dieses Bild ist in meinem Gedächtnis so lebendig, als hätte ich das alles selbst gesehen, als wäre es tatsächlich so gewesen. Aber welche Wirklichkeit verbarg sich dahinter? Was für Offiziere waren das? Für wen und gegen wen haben sie gekämpft? Wer außer ihr war in diesem Lager? Und wo wachsen überhaupt Muskatnüsse?

Meine Großmutter hat immer nur nebenbei erzählt. Was ihr gerade so einfiel, während sie Wolle wickelte, Äpfel schälte oder sonst etwas tat, sie tat immer etwas. Vielleicht hat sie mich dabei manchmal einfach vergessen, denn sie redete ganz selbstverständlich über Grausamkeiten und Gefahren, die man Kindern gewöhnlich verschweigt. Ich erinnere mich an ihre Geschichte über eine Frau, die am Ende vom Teufel geholt wurde und mit schreckensstarrten Augen starb. An die Existenz von Teufel und Dämonen glaubte sie fest.

Meine Großmutter war anders als alle anderen Menschen meiner Welt.

Sie kochte bizarre, bunte Gerichte. Sie hatte immer eine Schürze um, außer in der Kirche, manchmal sogar zwei. Sie trug so viele Kleider übereinander, dass sie bei Einbruch der Dämmerung mit dem Ausziehen begann und erst bei Sonnenuntergang damit fertig war.

Sie weinte im Schlaf.

Sie war regelmäßig wie der Tag und die Nacht. Sie war da, wenn ich aufwachte, und ging zusammen mit mir zu Bett.

Sie rupfte Hühner und zeigte mir beim Ausnehmen die Eierstöcke im Bauch. Sie strickte Strumpfhosen aus fürchterlicher, kratziger brauner Wolle. Sie glättete die Wellen des Fiebers mit eisigen Wickeln. Sie erfand ein Märchen, in dem ein Huhn mit einer Schere den Fuchs erledigte.

Jeden Morgen flocht sie ihr dünn gewordenes Haar zu einem Zopf, den sie als Knoten aufsteckte. Der winzige Dutt hielt nie lange, herausgefallene Haarnadeln markierten die Spur meiner Großmutter durch Haus und Garten. Niemals hätte sie ihr Haar abgeschnitten. Sie glaubte, dass Frauen bestimmte Dinge nicht tun durften, wenn sie nicht hässlich und unanständig werden wollten.

Als ich trotz ihrer Missbilligung in das von Russen umzingelte Berlin zog – die Frauen dort, wusste sie, rauchten und führten auch sonst ein liederliches Leben –, schickte sie

mir jeden Monat fünfzig Mark. Sie schrieb dazu, ich solle davon Fleisch und keinesfalls Zigaretten kaufen, mich im Übrigen vor den Roten in Acht nehmen und vor Männern, die trinken und spielen und keine ernstern Absichten haben.

Sie schrieb viele, viele Briefe, nicht nur an mich, und sie schrieb auch, wenn sie keine Antwort bekam.

Lange Zeit hatte sie kein Telefon, sie lebte im spärlichen Komfort der 1930er-Jahre. Die Woche über sammelte sie Kleingeld, das sie am Samstagnachmittag zum Telefonhäuschen trug. Sie führte eine Liste, in der sie vermerkte, wonach sie sich erkundigen musste: ob das Paket angekommen oder die Krankheit überwunden war, ob das Geld reichte, ob eine Prüfung, eine Hochzeit, ein Kind bevorstand. Sie sprach in kurzen, knappen Sätzen, während die Münzen durchs Telefon ratterten. Ihr Gesprächsstil änderte sich auch nicht, als sie später ein eigenes Telefon hatte. Sie plauderte nicht, sie fragte, sammelte Informationen wie eine Spionin.

Sie brauchte alle Fakten, die sie in Erfahrung bringen konnte, für ihre Gebete. Jeden Tag zählte sie ihrem Gott die Namen derer auf, die sie ihm ans Herz legen wollte. Sie glaubte, dass er ein Herz hatte. Ihre Gebete waren lang, es kamen ständig Namen hinzu, die von Urenkeln und von Opfern immer neuer Katastrophen. Die Toten wurden nicht vergessen. Sie war froh, dass ihr Gedächtnis nicht nachließ und sie all die deutschen, amerikanischen, holländischen, papuanischen und chinesischen Namen behielt, samt den zugehörigen Geschichten und Familien und dem, was sie *Anfechtungen* nannte. Sie glaubte, dass ihr Gott sie nicht sterben ließ, weil es ihre Aufgabe war, für diese Menschen zu beten. Und wie immer erfüllte sie ihre Aufgabe gewissenhaft.

Ein Laster aber hatte auch sie, und sie kämpfte mit der ganzen Weisheit ihrer protestantischen Seele dagegen an: Sie las. Sie las nicht einfach nur gern. Sie las gierig wie ein hungriges Krokodil. Sie las und versank in ihrer Lektüre wie in

einem weichen Bett (das sie nie hatte), wie in Wolken und Träumen, während die Zeit verging, die Nacht verging, die Kinder wieder einen Millimeter wuchsen und es so viel anderes zu tun gab. Sie wusste, dass es Sünde war. Das ausgedachte Zeug, aus dem Romane bestehen, die unerfüllbaren Sehnsüchte einer falschen Wirklichkeit, die weder göttlich noch wahrhaft menschlich ist: Das war Gift für die Seele, Spekulation, vertane Zeit.

Sie sah, dass ich diesem süßen Gift ebenso verfallen war wie sie, und sie war mit ihren Geschichten nicht unschuldig daran. Deshalb brachte sie mir bei, worin der Unterschied zwischen wertvollen und zu missbilligenden Büchern bestand. Wertvoll waren solche, die aus reiner Wahrheit bestanden und deshalb ein bisschen langweilig waren. Noch wertvoller solche, in denen man außerdem etwas lernen konnte, zum Beispiel wie sich selbst unter widrigen Umständen ein gottgefälliges Leben führen ließ.

Die widrigen Umstände waren oft recht unterhaltsam.

Irgendwann beschloss sie, nur noch wertvolle Bücher zu lesen. Biografien wurden zu ihrer bevorzugten Lektüre, am liebsten solche von Frauen, die in der Fremde echte Not erlebt hatten. Und meistens waren die Heldinnen ihrer Bücher Heidenmissionarinnen, so wie sie.

Ihre eigenen Erzählungen waren von großer Lakonie, was sie noch fantastischer machte, als sie ohnehin waren.

Die Männer haben unter unserm Haus gesessen und gemurmelt, sagte sie etwa. Sie waren bemalt. Die wollten nichts Gutes. Die ganze Nacht ging das. Die waren direkt unter mir, da war nur der dünne Bambusboden dazwischen, ich hab sie hören können. Und ich war mit den Kindern allein. Am nächsten Morgen waren sie weg. Ich glaube, sie haben gezaubert.

Ich habe ihre Geschichten, wie die Geschichten all meiner Verwandten, hingenommen wie Ereignisse, die in einem

Buch stattfinden: Geschichten von eigener, fremdartiger Logik. Es war allerdings so, als würden aus diesem dicken Buch immer nur ein paar Abschnitte gelesen. Die Lücken waren groß, die Zusammenhänge unklar.

Überlieferungen, das weiß ich heute, bestehen zum großen Teil aus Verschwiegenem. Ich habe lange geglaubt, es wäre alles gesagt, habe sehr wenig gefragt. Es interessierte mich nicht mehr, als ich dem Märchenalter entwachsen und mit meinem eigenen Leben beschäftigt war. Und ich hatte genug von der Dürsterkeit dieser Familiensaga.

Die Schätze unserer Vergangenheit lagerten in einer schwarzen geschnitzten Truhe aus China. Ein Messer aus Knochen, gerötet von Betelsaft. Eine struppige Paradiesvogelfeder, ausgebleicht, in Seidenpapier. Ein Nasenspeer, ebenfalls aus Knochen. Perlmutterringe mit geometrischen Gravuren. Ein Halsschmuck aus mehreren Reihen zusammengeknüpfter winziger Muscheln. Ketten aus grauen Grasperlen. Eine fast verwesene Kinderhaarlocke in einer winzigen, mit goldenen Fäden bestickten Schachtel. Ein großes und ein kleines Netz aus Pflanzenfasern. Ein kleiner ausgehöhlter Kürbis, in dem eine knöcherne Klinge steckt. Serviettenringe aus Schildpatt. Drei verschieden große Riesenmuscheln mit Löchern, in die man hineinblasen kann, um einen Ton zu erzeugen. Ein paar Teller aus gehämmertem Weißblech mit der Prägung *Pure Coffee packed in Australia*.

Diese Dinge waren zu nichts zu gebrauchen, aber sie kamen in Geschichten vor, die wieder und wieder erzählt wurden, bis sie abgeschliffen waren wie Bachkiesel und keiner mehr zuhörte. Was nicht weiter störte, es reichte, dass sie irgendwo auf dem Grund lagen, unter der Oberfläche, auf der die Familie dahintrieb. Die Geschichte »Wie der Opa das Schwarzwasserfieber überlebt hat« war eine der am häufigsten erzählten – und, wie sich später herausstellte, eine der falschesten.

Stumpfe, staubige Dinge aus jener anderen Welt, die es nicht mehr gab. Neuguinea. Vor dem Krieg.

Und genauso war meine Familie: gezaust und irgendwie davongekommen, die Erwachsenen erfüllt von einer tropischen Müdigkeit, die aus der Vergangenheit stammte. Sie versicherten einander, wie froh sie waren, es überstanden zu haben: die Krankheiten, die Soldaten, die Meere. Nicht alle hatten es geschafft. Tatendurst und Optimismus waren ihnen fremd, sie hüllten sich in ihre Melancholie wie in einen schweren Mantel. Darunter sehnten sie sich nach dem gefährlichen Paradies, dem sie entronnen und dessen letzte Spuren in jener Truhe zu finden waren. Gleichzeitig verfluchten sie es, sehr leise und tief drinnen, damit ihr Gott es nicht hörte.

Das war mein Erbe: Spinnweben, geschnitzte Knochen und Melancholie.

Es dauerte lange, bis ich den Archipel der Geschichten im Meer des familiären Schweigens zu erforschen begann. Ich wollte wissen, was meine Großmutter mit der Weltgeschichte zu tun hatte. Meine Großmutter Linette, die inmitten der Gartenzwerge und der Biederkeit ihres Häuschens bis zuletzt den Urwald in sich trug, die Häfen, die Abschiede, das Gewicht ihres großen Auftrags.

Sie sagte, dass sie die Stimmen der Papua noch höre, wie sie das Vaterunser sprachen, und die Hilfeschreie der Chinesen in einer nächtlichen Stadt.

Sie schenkte mir einen Ring aus rotem Gold, Gold aus Niederländisch-Indien, vielleicht aus einem Fluss in Neuguinea. Vielleicht auch nicht.

Sie schenkte mir ihre Geschichten und die Lücken darin. Sie starb mit hundertzwei Jahren, allein und im Schlaf.

TEIL I
1913–1914

AUFBRUCH



1

Linette

Wahrscheinlich war es einer der Brüder, der sie fotografiert hat.

Sie steht auf einer Holzbrücke und lächelt unter einem Hut hervor, ein großes und ein klein wenig freches Lächeln, fast ein Grinsen. Ihr Mund ist weich und breit, ihre Augen liegen im Schatten. Mit einer Hand stützt sie sich auf das Geländer, mit der anderen hält sie ihren Hut fest. Sie trägt ein helles, locker fallendes Kleid, obwohl es noch die Zeit der Korsetts ist: Sommer 1913. Sie ist siebzehn.

Es ist der Sommer ihres Triumphs. Angefangen hat es damit, dass ihre beiden Brüder im Jahr zuvor eine neue Sportart entdeckt haben: mit Faltbooten Gebirgsflüsse hinunterpaddeln. Linette macht mit. Dass man davon Schwielen an den Händen kriegt und vor aller Augen nass wird, stört sie nicht. Sie kommt sogar in die Zeitung: ein junges Mädchen, furchtlos im Wildwasser. Die Firma Klepper, die solche Faltboote herstellt, macht mit ihr Reklame: So sicher sind unsere Boote! Als die drei Geschwister auch noch eine Regatta gewinnen, ist die Sensation komplett.

Linettes Mutter ist das nicht recht, dergleichen schickt sich

nicht für eine fast heiratsfähige junge Frau. Im Dorf redet man darüber. Und wenn in Dörfern wie Reucha das Gerede anfängt, weiß keiner, was am Ende daraus entsteht. Nichts Gutes meistens.

Reucha ist ein Dorf wie viele in Franken: Es liegt zwischen weichen Hügeln, vier Straßen treffen am Platz um die Linde aufeinander, am Dorfrand befindet sich der Löschteich, den man dem dünnen Flüsschen abgezapft hat. Der Kirchturm steht hoch gegen den Himmel. Die Glocken läuten am Morgen, am Mittag, am Abend, am Sonntag zum Gottesdienst, zu Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen. Und sie läuten, wenn es brennt.

Man hört sie bis hin zu den Einödhöfen. Die Kinder laufen wie die Gänse barfuß in Herden herum, wenn sie keiner aufs Feld, in die Schule oder in die Kirche schickt. Auf der Straße liegen Kuhfladen, vor jedem Haus steht ein Reisigbesen, drinnen sterben die Fliegen in Massen auf geleimten Papierstreifen unter der Decke. Es riecht nach saurer Milch, nach Mist und manchmal nach Regen. Im Herbst und vor allem im Frühjahr, mit der Schneeschmelze, zerfließen Straßen und Höfe zu Matsch. Baaz, sagen sie hier.

Es passiert nicht viel in so einem Ort: Ein Blitz schlägt in eine Scheune ein, der Hagel vernichtet die Ernte, ein Mädels bekommt ein Kind.

Wenn es Glück hat, heiratet es einer. Zu Weihnachten, Ostern, Kaisers Geburtstag und zur Kirchweih spielt die Blaskapelle, und auch am Tag des Sieges über die Franzosen. Die Männer gehen abends und sonntags nach der Kirche in die Dorfwirtschaft. Die Frauen nicht. Für andere Laster als das Schnapstrinken und das Kartenspielen gibt es die Feldscheunen. In der Nacht krakeelt manchmal ein Säufer. Sonst ist es still, selten einmal ruft ein Kauz, dann weiß man, dass bald einer sterben wird. Linettes Vater ist auch gestorben. Ihre Mutter trägt seither Schwarz, wie alle älteren Frauen im Dorf.

Der Vater war Zollbeamter, deshalb haben die Marchands – genau wie der Lehrer und der Pfarrer natürlich – keinen Misthaufen vor der Haustür. Die Familie steht im Verdacht, sich für etwas Besonderes zu halten. Dass die ältere Tochter sich ohne jeden Anstand nass in der Öffentlichkeit zeigt, macht es nicht besser. Noch dazu in einem Boot, für das sich jeder Fischer schämen würde. Als Linette klein war, hat die Familie auf einer Zollstation in den Bergen gelebt, gleich unterhalb des Grats, der die Grenze markiert. Dort waren alle Leute Schmuggler, das Leben ist hart da oben. Die Mutter hat den Frauen extra tiefe Taschen in die Unterröcke genäht, damit der Vater den Schnaps und das andere Zeug nicht fand, mit dem sie über den Pass gingen. Das Nähen liegt in der Familie, die Frauen verdienen seit Generationen Geld mit der Schneiderei.

Aber Linette hat in diesem Sommer, in dem sie mit ihren Brüdern und ihrem Klepperboot berühmt wird, andere Pläne. Sie hat das Dorf und sein Gerede verlassen, ist in die Hauptstadt gezogen, wo auch der große Bruder Christoph wohnt, und lernt in einem Internat frommer Schwestern. Ihr gefällt es in der Großstadt, ihr gefällt es im Internat, und ihr gefällt ein guter Freund der Brüder, der ebenfalls ein Klepperboot hat.

Ihr Traum aber ist Amerika.

Christoph und sie, die beiden Älteren, haben beschlossen, zusammen zu gehen. Die Eltern haben ihn für die Laufbahn eines königlich bayrischen Zollbeamten vorgesehen, doch er will Ingenieur werden und Erfinder. Das kann man nirgends so gut wie in Amerika.

In der Gegend, aus der sie stammte, dieser Gegend fern aller Meere, voller Flösschen und Wäldchen und Hügel und Burgen, blühte vor Jahrhunderten ein sehr spezielles Handwerk: die Herstellung von Weltkugeln. Noch bevor Kolumbus den

Europäern von Amerika erzählen konnte, hatten die Tüftler und Händler von Nürnberg ihr eigenes Abbild der Erde geschaffen, das sie Erdäpfel nannten, ehe die ersten essbaren Erdäpfel ins Land kamen.

Sie bemalten ihren Apfel mit hellblauen Ozeanen und mit Kontinenten und Inseln in erdigem Braun. Anschließend beschrifteten sie ihn mit Hinweisen, was es wo zu kaufen gab: Gewürze, Seide, Spezereien. In einem Gestell ließ sich das Ganze drehen, wie sich die Erde um sich selbst dreht. Anders als die Reichsäpfel der Kaiser und Könige waren die Erdäpfel nützlich: Sie zeigten, wie man an die Schätze der Welt kam. Für die Leute in Dörfern wie Reucha aber galt ein Händler seit jeher als Betrüger, egal ob er seine Geschäfte mit Vieh oder mit Eisen machte, ob er ein Jude oder ein Zigeuner war oder einer aus der Stadt. Mit Fernweh hatten sie nichts am Hut, diese Bauern: Sie hatten nur ihren Grund und Boden mit zu vielen Kindern darauf. Ihre sesshafte Armut kannte genau zwei Gründe, die Heimat zu verlassen: die Not und die Bildung. Abgesehen davon hielten sie Reisen für Geldverschwendung, Tagedieberei oder Schlimmeres. Auch Linettes Fernweh war praktischer Art: Sie wollte in Amerika Geld verdienen.

Der Kutschenverkehr am Times Square war fürchterlich, sagte sie, noch schlimmer als in München auf dem Stachus. Es war einer dieser Abende, an denen sie mir erzählte, was ihr gerade so einfel. Jedenfalls dachte ich das, aber vielleicht gab es doch ein System, vielleicht folgte sie ihren Erinnerungen auf logischen Pfaden, die sie mit mir abschnitt und stets mühelos wiederfand, Dschungelwege, auf denen sie damals und damals und damals unterwegs gewesen war. Damals nach dem Krieg, damals vor dem Krieg, damals im Krieg.

Ich hörte ihr zu, schon müde, im Bann ihres immer gleichen Entkleidungsrituals. Zuerst kam die Schürze an die Reihe, dann die Jacke, das Kleid, das Unterkleid, der Unter-

rock, die Strümpfe, der Hüfthalter. Es dauerte lange. Am Ende wickelte sie die elastischen Binden ab, die sie um die Beine trug. Ich schlief jedes Mal ein, bevor sie damit fertig war. Nie habe ich ihre bloßen Beine gesehen. Unter dem Klang ihrer Stimme wurde es dunkel, und ihre Geschichten zerflossen zu Träumen. Bis heute weiß ich nicht genau, wo die Grenze verläuft.

Als sie zum ersten Mal von Christoph sprach, war die Dunkelheit schon da. Es muss Winter gewesen sein. Die Lampe war mit einem Tuch umhüllt, um das Licht zu dämpfen, wir waren umringt vom fließenden Geflecht der Schatten. Bis dahin hatte ich von keinem Bruder gewusst, kannte nur Tante Babette, ihre jüngere Schwester. Und auf einmal war die Rede von gleich zwei Brüdern, Christoph und Ludwig, der eine älter, der andere jünger als sie. Von deren Faltboot. Und von München, wo Nette sich anfangs nicht allein auf die Straße getraut hatte.

Der Christoph hat mich mitgenommen und mir die Stadt gezeigt. Wir sind mit der Eisenbahn gefahren, hinaus in die Berge, zu den Flüssen. Ihre Stimme wurde immer dünner, als sie sagte: Der Christoph ist gefallen, in Frankreich ist er gefallen. Der Krieg. Und dann hörte ich Laute wie von einem Küken, einem frisch geschlüpften nackten Küken, das friert. Es dauerte eine Weile, bis ich verstand, dass meine Großmutter weinte. Wie konnte sie nur über etwas weinen, das so lange her war?

Inzwischen ist er ein ganzes Jahrhundert her, dieser Krieg. Inzwischen weiß ich, dass die Zeit die Toten konserviert wie ewiges Eis: Sie schauen einen aus jungen Augen an, und man vergisst für einen Moment, dass sie nicht mehr da sind und dass man selbst schon so lange ohne sie lebt.

Die Verlustlisten des Ersten Weltkriegs, endlose Namensreihen in gotischen Lettern, besagen, dass Christoph Marchand aus Reucha im Mai 1917 in Frankreich gefallen ist. Er

hatte sich gleich im August 1914 freiwillig an die Front gemeldet. Nettens zweiter Bruder Ludwig tat es nur wenige Monate später, sobald er alt genug war. Er wurde noch vor seinem großen Bruder getötet, kurz vor Weihnachten 1916.

Dass es außerdem einen Freund der Brüder gegeben hatte, der ebenfalls ein Klepperboot besaß, erzählte mir meine Großmutter erst viel später, als ich schon erwachsen war. Sie war nicht offiziell mit ihm verlobt gewesen, es gab keine Fotografie von ihm, in unserer Familie hatte er keinen Namen. Er fiel, als er gerade Leutnant geworden war. *Offissier*, sagte meine Großmutter in ihrem, wenn es um das Vokabular des Krieges ging, holländisch unterwanderten Deutsch.

Von Liebe hat sie nie gesprochen. Sie benutzte das Wort nicht. Auch nicht, wenn sie über ihre Brüder, ihren Mann, ihre Kinder sprach. Nie. Nur unterm Weihnachtsbaum sang sie: *In seine Lieb' versenken will ich mich ganz hinab, mein Herz will ich ihm schenken und alles, was ich hab*. Ihre Stimme flirrte und zitterte dabei. Ich mochte das nicht. Es ging um das Jesuskind, das in der Krippe lag und zum Himmel starnte. Es hatte blaue Augen und war feist wie ein Ferkel.

In jenem fernen Sommer aber, als sie in die Welt aufbrach, jung und kühn und ein bisschen berühmt, und mit ihren Brüdern und einem künftigen Offizier auf wilden Voralpenflüssen paddelte, waren die Liebe und das Leben für sie noch sehr irdisch. Dieses Lächeln unter dem Hutschatten, gerichtet an die Brüder mit den schicken Strohhüten und jemanden, der neben ihnen stand. Ihr breiter, vergnügter Mund.

Das Jahr 1913. Das Jahr der Aufbrüche. Da hat die ganze Geschichte mit den Kolonien und meiner Familie angefangen: Mit der Sehnsucht von vier jungen Leuten, den Baaz ihrer Dörfer hinter sich zu lassen. Mit einer Mischung aus Fernweh, Not und Gottvertrauen. Eine junge Frau zog in die Stadt, und eine andere verlobte sich. Zwei junge Männer bra-

chen in die Südsee auf. Sie kamen alle aus der Gegend von Reucha und hatten nie zuvor das Meer gesehen. Sie hatten immer zwischen ihren Kirchen, Hügeln und Flüssen gelebt, nicht einmal den Bodensee kannten sie. Sie waren alle vier voller Hoffnung auf ein besseres Leben. Niemand rechnete mit einem Krieg. Der Erste, der ging, war Heiner Mohr.

2

Heiner

Als Linette Marchand in die Kamera und in die Welt lächelte, war Heiner Mohr schon unterwegs zur deutschen Kolonie in der Südsee.

Der Heiner Mohr, an den ich mich erinnere, war ein alter Mann mit weißem Spitzbart. Seine Hände waren sehr groß. Wenn er nichts mit ihnen tat, sahen sie aus wie beiseitegelegtes Werkzeug, sonst bewegten sie sich langsam und sehr genau. Brotscheiben fielen gleichmäßig und in sanften Bögen von seinem Messer. Karton, Papier, Leim und Schnüre ordneten sich unter seinen Griffen zu rechten Winkeln und exakten Quadern. Er hatte eine kleine Werkstatt, in der er für die Mission Traktate, Kreuze, Zeitschriften und dergleichen verpackte. Die kleineren Sachen trug er persönlich zur Post. Er benutzte dafür einen braunen Rucksack aus Segeltuch. Es war derselbe Rucksack, mit dem er im Jahr 1948 nach Deutschland zurückgekommen war. Seine Frau schämte sich dafür: für den Rucksack und für seine Arbeit.

Er war für mich ein Wesen, das vor langer Zeit einmal aus dem Boden gewachsen war, eine Art Baum, der mit leisem, freundlichem Ächzen hinnahm, dass man auf ihm herumkletterte. An seiner Hand zu gehen war das sicherste Gefühl, das ich je kannte. Er tat immer dieselben Dinge und sprach meistens dieselben Sätze, aber niemals gleichzeitig. Wenn er etwas zu sagen hatte, unterbrach er seine Arbeit.

Aber das geschah nicht oft. Gewöhnlich brummte er nur und gab ab und an den Namen einer Gemüsesorte oder ein anderes Faktum wie die Uhrzeit preis. Er selber war ein Fak-

tum: verlässlich und jeder Überprüfung standhaltend. Und er roch auch so, nach Wirklichkeit, nicht wie andere alte Leute nach Kampfer und Maiglöckchen. Morgens, wenn er sich kalt gewaschen hatte, war er bitter und frisch wie Seife; im Lauf des Tages wurden seine Ausdünstungen nahrhafter und fleischiger, am Abend roch er nach Suppe.

Seine Hemden hatten keinen Kragen. Seine Hosen waren zu weit und hingen mit riesigen Trägern an ihm. Er war dünn und groß und krumm. Er war mein Großvater.

Schön war er schon als junger Mann nicht gewesen. Man sieht es auf der einzigen Fotografie, die ich von ihm aus der Zeit vor 1913 habe finden können.

Es ist ein Gruppenbild, irgendeine Familienfeier, aber offenbar keine Hochzeit, denn man sieht kein Brautpaar. Heiner steht ganz rechts am Rand, einen halben Kopf größer als der unbekannte junge Mann neben ihm, der Wind hat sein schwarzes Haar über der Kopfmittle zu einem Büschel geweht, sein Gesicht wirkt schmal zwischen den großen Segelohren. Seine linke Hand hängt aus dem zu kurzen Jackenärmel, der rechte Arm ist verdeckt von einer schmalen jungen Frau mit weißem Kragen.

Heiner ist das Kind des Einödbauern Kaspar Mohr. Der Hof, auf dem er aufwächst, liegt weit von der Dorfmitte entfernt und tief in einer Senke.

Die Glocken hört man hier nur leise. Wenn der Wind von Süden kommt, hört man sie gar nicht. An solchen stillen Tagen achtet Heiner mehr als sonst auf den Sonnenstand. Er besitzt keine Uhr, wo hätte der Vater für acht Söhne acht Uhren hernehmen sollen? Die Uhr bekommt der Älteste, der auch den Hof übernimmt. Heiner und die anderen Brüder hoffen, vom Paten eine zur Konfirmation zu bekommen, auch wenn die Eltern sagen, dass ein Leben in Gottesfurcht

und eine anständig geführte Wirtschaft mehr wert sind als Geld und Gut. Als Heiner zusammen mit zwei Schwestern konfirmiert wird, sind seine Geschenke: ein Messer und ein Gesangbuch.

Der Bauer Mohr hat neun Kinder von seiner ersten Frau, die an der Auszehrung gestorben ist, und mit der zweiten noch einmal vier. Heiner ist das elfte. Er macht seine Arbeit auf dem Hof, wie alle, und redet wenig. Das Gerede der anderen lässt er an sich vorüberziehen wie das Wetter, wie alles Unvermeidliche.

Die Tiere haben Zutrauen zu ihm, vielleicht, weil er so ruhig ist, er kann schon früh ein Gespann führen und den Kühen beim Kalben helfen. Aber am liebsten repariert er Sachen: das Pferdegeschirr, die Hacken und die Beile, was eben so kaputtgeht. Einmal baut er eine Leiter für die Obstwiese, die drei Scharniere mit Riegeln hat. Man kann sie auf viele verschiedene Arten aufstellen und damit ohne große Gefahr pflücken, was am Ende der höchsten Äste hängt. Die Nachbarn machen Witze über das närrische Gerät, aber alle sagen über Heiner, er habe wirklich geschickte Hände.

Niemand in seiner Familie und im Dorf kann sich vorstellen, dass er eine Erbtöchter heiraten wird. Ein Handwerk, das wäre etwas für ihn, aber die Eltern können nicht für alle Söhne das Lehrgeld aufbringen, da sind die älteren Brüder zuerst an der Reihe. Als Knecht auf einen anderen Hof in der Gegend gehen, das will er nicht.

Der Horizont hinter dem Tal, jenseits der großen Landstraße, zieht ihn an. Jeden Sonntag geht die Familie mit dem Gesinde hinauf zum Dorf, eine kleine Prozession, die Männer mit Hut, die Frauen mit Kopftuch, alle im Sonntagsgewand, das Gesangbuch in der Hand, ein frisches Taschentuch im Ärmel. Vom Schlettenheimer Kirhhügel aus kann man den Fluss sehen, der in die Ferne verschwindet, hin zum Meer. Es heißt Schwarzes Meer. Wenn die Gemeinde in der Kirche

betet, dass Gott sie dereinst aus diesem Jammertal erlösen möge, versteht jeder in der Familie Mohr, was damit gemeint ist.

Eines Sonntags im Sommer kündigt der Pfarrer an, dass bald ein wichtiger Mann aus den Kolonien zu ihnen kommen wird: ein Heidenmissionar aus dem Kaiser-Wilhelms-Land. Von da an wird überall von diesem Mann und von der Südseekolonie geredet, in Schlettenheim, Michelreuth, Steinbach und Reucha und natürlich auch auf den Einödhöfen. Wie gefährlich die Menschenfresser dort sind, wie lange es dauert, dorthin zu reisen, und ob die Feder am Hut der Frau Landrat wirklich von einem Paradiesvogel des deutschen Urwalds stammt.

Der Missionar ist auf einer Rundreise durch ganz Bayern, heißt es, er besucht alle Orte, wo eben Evangelische wohnen. Er stammt aus einem Dorf wie dem ihren, er ist einer der ihren, ein Bauernsohn, selbst wenn er schon seit mehr als zwanzig Jahren unter den Wilden lebt. Er heißt Leopold Wangerl und gehört, das wissen alle, zur Mission von Neuendettelsau.

Früher, lange vor Heiners Geburt, war Neuendettelsau noch ein Dorf wie die anderen, mit den üblichen Lastern, dem Schmutz, den zu kleinen Höfen und zu vielen Kindern. Aber dann ist ein Pfarrer aus der Stadt dorthin strafversetzt worden, weil er für Unruhe gesorgt hatte, ein Eifriger, ein Erwecker, dem die anderen Pfarrer nicht fromm genug waren. Er veränderte dieses Neuendettelsau gründlich. Bauernsöhne werden seither Prediger, Bauerntöchter lernen etwas. Das Dorf ist sauber, es riecht nach Milch, Heu und Kerzen. Die nach Übersee ausgewanderten überzähligen Kinder der Armen haben ihren Glauben mitgenommen nach Amerika oder Australien und versucht, ihn den Indianern und schwarzen Ureinwohnern beizubringen. Seit Deutschland endlich seine eigenen Kolonien hat, gibt es viel zu tun für die Leute

aus Neuendettelsau. Zumal auf der fernen Insel Neuguinea, im Kaiser-Wilhelms-Land.

Immer mehr junge Leute stellen sich inzwischen in den Dienst an Gott dem Herrn. Sogar die Mädchen. Vor allem die Mädchen. Aus Schlettenheim ist eine auf die Neuendettelsauer Schwesternschule gegangen, aus Reucha sind es sogar zwei, die sind jetzt Lehrerinnen. Die eine ist Diakonisse geworden, hat Keuschheit gelobt und trägt jetzt die weiße Haube und das schwarze Gewand.

Heiner Mohr liest das Missionsheft, das jeden Monat aus Neuendettelsau kommt, schon seit er in der ersten Klasse anfing, Buchstaben zu unterscheiden. Erst schaute er sich nur die Bilder an, Zeichnungen von Hütten auf Pfählen, von Menschen mit dicken Lippen, von Kreuzen unter Palmbäumen. Später las er dann das ganze Heft, von vorn bis hinten, es war spannender als die Schulbibel, auch wenn er längst nicht alles verstand. Meistens schlief er darüber ein, abends, an seinem Platz am Ofen, den ihm die großen Schwestern als einem der Kleinsten zugestanden.

Jeder kennt das Heft, sogar die Cousine aus der Stadt. Fritz, der Älteste, der Hoferbe, liest es meistens als Letzter, wenn die Seiten schon nicht mehr richtig zusammenhalten und manche Wörter in Fettflecken verschwimmen. Die Mission ist verschuldet, hört Heiner ihn sagen, hunderttausend Reichsmark, so viel Geld! Und das auch noch in der Südsee! In der Familie Mohr gelten Leute mit Schulden als gefährlich. Deshalb will Fritz unbedingt in die Kirche gehen, wenn der Missionar Wangerl nach Schlettenheim kommt. Und fast die ganze Familie begleitet ihn. Es ist ein feuchtwarmer Sonntag im Spätsommer, zwischen Getreide- und Kartoffelernte.

Es hat am Morgen geregnet, und die Kirche riecht nach nassen Kleidern. Heiners Schwestern, die noch nicht verheiratet und auch nicht in Stellung sind, drängen sich in die

Frauenbänke zu den anderen Mädchen aus dem Nähkreis der Frau Pfarrer, wo sie Kleider für die nackten Heiden schneiden. Der Vater und Fritz halten das für Zeitverschwendung, Kleidung könnten sie selber gut gebrauchen. Aber sie sind natürlich stolz darauf, dass die Mädchen bei der Pfarrerin ein und aus gehen – genauso wie sie stolz sind auf die Kolonien und das Deutsche Reich, obwohl sie den preußischen Kaiser nicht mögen.

Die Kirche ist voll an diesem Tag. Vielleicht nicht ganz so voll wie zu Weihnachten bei der Christmette, aber doch so, dass die jungen Männer stehen müssen und den Kirchraum bis an die Tür füllen. Unter ihnen, breitbeinig, die Hüte in der Hand, stehen Heiner und seine Brüder.

Der Missionar trägt einen weißen Anzug. Auch sein Bart ist weiß und so lang, dass er sich auf der Brust teilt wie bei Gottvater auf dem Altarbild. Das Haar auf seinem Kopf ist dicht und kurz wie ein Fell, die Haut dunkel gebräunt, seine Augen sind klein und scharf. Vor den in sonntägliches Schwarz gekleideten Bauern leuchtet er wie der Engel, der das Paradies bewacht.

Er räuspert sich, hebt den Blick zum Himmel und spricht mit gefalteten Händen ein stummes Gebet. Die Versammelten warten geduldig.

Als er schließlich zu reden beginnt, verstummt nach und nach das Schaben und Räuspern und leise Rotzen, das gewöhnlich jede Predigt begleitet. Hier geht es um etwas anderes als sonst, etwas, das ihnen noch ferner ist als das Himmelreich, in das schließlich jeder einmal eingehen kann, es geht um etwas, das auf der Rückseite der Welt liegt.

Ich habe die lange Reise über viele Ozeane hierher gemacht, um eine Botschaft zu überbringen. Deshalb bin ich hier. Hört also gut zu, damit ich diese Reise nicht umsonst unternommen habe.

Vor mehr als zwanzig Jahren bin ich übers Meer zur Insel

Neuguinea gesegelt, einer großen Insel, größer als Deutschland, mit Bergen so hoch wie die Alpen und noch höher, die ganz mit Urwald bewachsen sind. Dort bin ich, wie Gott der Herr mich geheißen hat, in einer Bucht an Land gegangen, wo Palmen wuchsen und die deutsche Fahne wehte.

Die Kinder sitzen mit offenem Mund und beobachten die Gesten des weißbärtigen Mannes. Er breitet die Arme aus, um zu zeigen, wie die Boote der Eingeborenen dort beschaffen sind, die waren nämlich das Erste, was er von der deutschen Kolonie zu Gesicht bekam. Dann hebt er die Hände, um zu zeigen, wie der erste Häuptling aussah, der ihm im Land seiner Bestimmung entgegenkam, mit einem hohen Kopfputz aus Lehm und einem Knochen durch die Nase.

Die Bauern von Schlettenheim und Michelreuth fuchtelten nicht herum beim Reden, jedenfalls nicht, wenn sie nüchtern sind. Was sie zu sagen haben, sagen sie eben, dazu braucht es die Hände nicht. Aber sie haben ja auch noch nie mit Leuten zu tun gehabt, die Knochen durch die Nase tragen. Sie haben noch nie einen schwarzen Menschen gesehen. Und auch keinen Ozean.

Finschhafen, sagt der Missionar, so heißt eine deutsche Siedlung auf der Insel, nach dem tapferen Otto Finsch, der dort im Jahre des Herrn 1885 zum ersten Mal unsere Fahne gehisst hat. Und ebenda hat mich Seine Exzellenz, der deutsche Landeshauptmann, freundlich empfangen und beherbergt – in einem Haus mit Wänden aus Bambus. Ich habe mich gleich am nächsten Tage aufgemacht, um die Schwarzen, die man Papua nennt, in ihren Dörfern zu besuchen. Ich sage euch, so ein Schwarzendörflein im Kokospalmenhain ist ein schöner Anblick.

Er macht eine Pause, damit die Gemeinde Zeit hat, sich ein Schwarzendörflein vorzustellen.

Nach langen Überlegungen, fährt er dann fort, was wohl der günstigste Ort für eine Station sei mit gutem Boden, hier

nickt der ein oder andere in der Gemeinde, habe ich mich in einem kleinen Dorf am Küstenpfad niedergelassen, das Simbang heißt, nahe an der Mündung eines Flusses, den die Eingeborenen Bubui nennen.

Ein paar Kinder kichern und wiederholen flüsternd: Papua, Bubui, Simbang, bis ein paar Schläge auf den Kopf für Ruhe sorgen. Der Missionar spricht weiter, und sie gewöhnen sich an das Gefuchtel, mit dem er die eigenartigen Verzierungen der Urwaldhäuser nachmalt und die Formen der Waffen und Gefäße, die es dort gibt.

Wenn er eine Pause macht, ist es ganz still.

Er erzählt, dass er den Schwarzen oft Tücher schenkt, da sie keinen Stoff kennen, und dass sie am liebsten die roten mögen. Dass die Dorfobersten Taschenmesser von ihm bekommen, und, wenn sie sich der christlichen Botschaft gegenüber offen zeigen, auch richtiges Werkzeug, denn sie haben dort nur Gerät aus Holz und Stein. Aber das größte Geschenk für sie sei das Wort Gottes.

Für Heiner sind diese Geschichten nicht neu, in den Missionsheften stehen sie auch, manchmal erkennt er sogar ganze Sätze wieder. Aber es ist etwas anderes, diesen Mann sprechen zu hören, der selbst den Urwald gerodet und Äcker bestellt, der mit eigenen Händen Häuser aus Bambus und Palmgras gebaut hat. Er, Heiner, hat noch nie daran gedacht, dass man im ewigen Sommer der Südsee immerzu säen und ernten kann, dass die Bauern dort Kokosnüsse und Bananen und süße Kartoffeln haben statt Weizen und Zuckerrüben, dass alles dort das ganze Jahr über wächst. Kein Pflügen in der Kälte an einem Frühjahrmorgen, kein Schnee, kein fallendes Laub.

Zum Segen der Natur, sagt der Missionar, ist nun auch der Segen des Evangeliums gekommen. Und die Erlösung der Papua von Aberglauben und Finsternis.

Die Schlettenheimer sitzen stumm in den Kirchenbänken.

Die Altarkerzen flackern im Luftzug, als die Tür der Sakristei aufgeht und ein junger Mann einen Koffer hereinträgt. Es ist ein sehr großer Koffer aus brauner Vulkanfaser. Nach und nach nimmt er Gegenstände heraus und hält sie in die Höhe, sodass alle sie sehen können.

Das hier, erklärt der Missionar, ist eine Axt aus Neuguinea, sie ist aus Stein. Die Papua kennen kein Metall, kein Eisen, keinen Draht, keine Pflugschar. Könnt ihr euch vorstellen, wie schwer es ist, mit einer Steinaxt einen Baum zu fällen? Und ein Haus zu bauen ohne Nägel?

Der junge Mann holt immer neue Seltsamkeiten hervor: Messer mit Klingen aus Knochen, Löffel, bunte Taschen, ausgehöhlte Kürbisse, die aussehen wie Flaschen, und riesige Muscheln mit einem Loch an der Seite. Auf denen erzeugen die Schwarzen Töne, sagt der Missionar, auf jeder Muschel nur einen oder zwei, sodass man für ein Kirchenlied einen ganzen Chor braucht, in dem jeder seinen Ton bläst.

Heiner wundert sich über das primitive Werkzeug, das nun von Hand zu Hand geht. Die Sachen sind unpraktisch, aber auf eine ungewohnte Weise schön, sie sind verziert mit winzigen Schneckenhäusern, bunten Fäden, Schnitzereien. Bei ihnen auf dem Hof ist noch nie einer auf die Idee gekommen, die Hacke zu bemalen. Zeitverschwendung.

Während der Gehilfe die Sachen wieder einpackt und in die Sakristei zurückträgt, stellt sich der Missionar vor die Gemeinde hin und schaut sie gründlich an, jeden einzeln mit seinen kleinen scharfen Augen. So, als suchte er nach jemandem.

Ihr Gläubigen von Schlettenheim, sagt er schließlich, und seine Stimme ist wie eine Glocke. Heiner spürt den ganzen Rücken herunter, dass er gemeint ist.

Wenn ich den Schwarzen in Neuguinea vom Deutschen Reich erzähle, in dem jedes Dorf eine Kirche hat und alle Menschen Kleider tragen, Gott fürchten und friedlich mit-

einander leben, dann leuchten die Augen in den dunklen Gesichtern wie Kinderaugen zur Weihnacht. Die armen Papua leben in immerwährender Angst vor Dämonen und bösem Zauber und vor ihren Nachbarn, mit denen sie andauernd im Krieg liegen. Sie haben nicht einmal einen Sonntag gekannt, bis wir ihnen das göttliche Gebot verkündet haben, am siebten Tage zu ruhen.

Heiner hat sein Leben nie beneidenswert gefunden. Er tut seine Arbeit, er kümmert sich um den Hof und die Familie. Und er versucht, den Versuchungen zu widerstehen. Diese seltsame Predigt aber wärmt ihm plötzlich das Herz für sein Tal und sein Dorf.

Die Leute in Neuguinea, die Stimme des Missionars wird jetzt tiefer und ein bisschen lauter, sind uns von Gott dem Herrn anvertraut. Er hat uns Deutschen dieses Land in die Hände gelegt und uns die Aufgabe gegeben, uns um die Bewohner zu kümmern. Dafür braucht Er auch euch. Er wird jede Opfergabe segnen, sei sie noch so bescheiden. Aber – es folgt eine Pause – Er braucht nicht nur eure Gaben, Er braucht auch Menschen, die ganz in Seinen Dienst treten und Sein Werk tun wollen. Denn Christus spricht: Ich will euch zu Menschenfischern machen.

In der Kirche beginnt das leise Kramen nach Münzen. Sie wissen alle, dass nach solchen Appellen gleich das Amen kommt und danach der Klingelbeutel herumgeht.

Aber der Missionar erhebt noch einmal die Stimme, lauter als zuvor: Wir besitzen dort Land, viel Land. Erst letztes Jahr haben wir 800 Hektar gekauft. Die Leute hören auf zu kramen und halten den Atem an, der Missionar bestätigt die ungeheure Zahl mit einem feierlichen Nicken. Durch die Kirchenbänke zieht Gemurmel. So viel Grund besitzt niemand hier und auch niemand, den sie kennen. Heiner sieht, wie Fritz neben ihm die Stirn kraust.

Als sich alle wieder beruhigt haben, fährt der Missionar

fort. Die Papua haben das Wort Gottes empfangen, und diese Saat ist aufgegangen in ihren kindlichen Herzen. Nun müssen sie fest werden im Glauben, in der Hinwendung zu einem Leben in christlicher Ordnung und in der Freude am Herrn. Das Lesen und Schreiben wollen sie lernen und den Umgang mit vernünftigem Werkzeug. Gott der Herr braucht Männer, die sein Wort unter den Heiden verkünden. Und er braucht Männer, die sich als rechte Bauern auf das Pflanzen und die Viehzucht verstehen und fest im Glauben sind.

Heiner weiß, er ist so ein Mann.

Die Stimme des Missionars schwillt an und ab wie eine Orgel, oder eher wie Meereswellen, sie trägt Heiner mit sich, weit über das Dorf und den Landkreis hinaus, in die Welt hinter dem Horizont, die fern und groß ist. Jetzt ist sie ihm nah gekommen.

Das rechte Christenleben soll die Schwarzen gelehrt werden, nicht nur durch die Predigt, sondern auch durch Tat und Beispiel. Durch gläubige, standhafte Männer und – der Missionar hält inne – Frauen. Denn auch die schwarzen Frauen brauchen Führung und Anleitung. Um die große Aufgabe der Mission zu erfüllen, müssen Häuser, Straßen, Schulen und Werkstätten gebaut werden, denn das Werk Gottes, das Er – nun dröhnt seine Stimme mächtig – durch seinen Heiligen Geist an den Papua tun will, ist groß, und – da fällt sie wieder ab – die Gaben aus der Heimat sind klein. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, aber eben auch vom Brote! Lasst uns dort also mit vereinten Kräften eine große Gemeinde bauen, getragen von Fleiß und Gebet. Wir brauchen Pflanzer, wir brauchen Missionare und Lehrer, und wir brauchen Frauen, Gehilfinnen, die diesen Männern zur Seite stehen.

In der Pause, die nun folgt, scheinen alle gleichzeitig einzuatmen, als hätten sie zuvor die Luft angehalten.

Gott ruft euch, Ihm zu dienen. Und wer Seinen Ruf hört,

der folge ihm nach. Der Missionar senkt den Kopf, sein Haar hebt sich als dunkle Insel über dem Weiß seines Anzugs ab. Und dann sagt er es doch noch, das Amen.

Heiner ist keiner von denen, die dem Missionar in die Sakristei folgen und den Schmuck aus Tierzähnen und ziselierten Knochen befangern. Er geht hinaus auf den Kirchhof, die Sonne ist wieder herausgekommen. Und er fängt an nachzudenken. Er überlegt, ob seine Leiter mit den Scharnieren für die Bäume in der Kolonie taugen würde.

Eine ganze Woche denkt er nach, während er das Rad des großen Leiterwagens repariert, während er die sechs Ferkel zum Viehhändler nach Michelreuth fährt, während er die Kartoffelsäcke zählt und morgens sein Brot in die Milch schneidet. Er betet, und er grübelt.

Er fühlt sich unwürdig.

Genau so schreibt er es, hoffnungsvoll und reumütig, in seinen Lebenslauf, der zugleich eine Bewerbung ist.

Ich habe den Anfechtungen nicht widerstanden. Ich habe gesündigt. Trotz meiner Verfehlungen möchte ich, mit dem Wissen um die Gnade Gottes, in den Dienst der Mission treten.

Am nächsten Samstag spricht er mit den Eltern und bekommt vom Vater einen Segen und von der Mutter einen Seufzer. Beide sind froh, dass einer untergebracht ist, noch dazu ohne Lehrgeld. Und in einer angesehenen, gottgefälligen Stellung. Am Sonntag bringt Heiner seinen Brief zum Pfarrer.

Er hat ihn mehrmals abgeschrieben in seiner steilen Schrift, bis er makellos war.

Die Neuendettelsauer ziehen gleich Erkundigungen ein, befragen den Schlettenheimer Pfarrer und die Mitglieder des Missionsvereins. Ein paar Wochen später kommt abends ein Reiter auf den Mohr-Hof. Es ist derselbe Mann, der an jenem Sonntag den Koffer in die Kirche getragen hat, er stellt sich

als Missionar Blech vor und will Heiner sprechen. Die Kartoffeln sind schon eingebracht und die Nächte kalt geworden. Man bittet den Mann in die Stube, wo er sich wärmen kann. Heiner wäscht sich das Gesicht, bevor er sich zu ihm an den Tisch setzt.

3

Marie

Bis mein Großvater seine erste Kokospalme zu Gesicht bekam, dauerte es noch eine ganze Weile. Einer Schwester starb der Mann, und er kümmerte sich um ihren Hof, bis ein neuer Mann gefunden war. Das dauerte ein Jahr und ein halbes. Dann musste er zum Militär. Es verging ein weiteres Jahr. Ich vermute, dass er ein guter Soldat war: gewohnt, zu gehorchen und der Obrigkeit untertan zu sein, wie es der Apostel Paulus verlangt. Aber er hatte sicher mehr Freude daran, sein Gewehr auseinanderzunehmen und zu reinigen, als damit zu schießen.

Erst nach dem Militärdienst wurde er in die Neuendettelsauer Anstalt aufgenommen und lernte, was er als Laienmissionar wissen musste: Glaubenslehre, Buchführung, Verwaltung, Sprachen und die spezielle Anthropologie der Missionare. Die lässt sich nach den Schriften dieser Zeit ungefähr so zusammenfassen: Die Papua stehen auf einer etwas höheren Kulturstufe als die, die man *Australneger* nennt. Ihre handwerklichen und landwirtschaftlichen Leistungen sind für Steinzeitmenschen ganz erstaunlich. Ihr Gemüt ist kindlich und impulsiv, weshalb sie zu Diebstahl, Unzucht und Faulheit neigen. Sie sind Animisten und fürchten böse Geister und Zauberer, die Krankheit, Tod und alles Unglück verursachen. Darin liegt der Grund für ihre brutalen Stammeskriege, die ihre kulturelle Entwicklung sehr behindern. Dabei ist ihre Auffassungsgabe beachtlich, vor allem bei den etwas hellhäutigeren Melanesiern an der Küste. Aber auch die Bergvölker lernen schnell. Ihr Benehmen ist, wenn sie sich an den

Umgang mit Weißen gewöhnt haben, meistens freundlich und bescheiden.

Mein Großvater äußerte nie irgendwelche Zweifel an diesen Lehren und auch nicht daran, dass die Mission gut für die Neuguineer war: Dank ihrer weißen Lehrer verloren sie ihre abergläubische Angst, ließen einander am Leben, bekamen vernünftiges Werkzeug und starben nicht mehr an Durchfall und harmlosen Wunden. Und sie waren erlöst zum ewigen Leben, daran glaubte er.

Dass sie zu Tausenden durch Grippe und Masern umkamen, die sie sich von den Weißen geholt hatten, erwähnte er nie – keiner in der Familie verlor je ein Wort darüber. Und auch sonst niemand in der Horde aus Missionaren und Pfarrern, von denen wir bis zum Tod meines Großvaters umgeben waren, lauter Tanten und Onkel, mit denen wir nicht verwandt waren. Es waren viele, und ich konnte sie kaum auseinanderhalten. Ihre Namen gehörten zur Klangwolke ferner Erwachsenengespräche, die mich nicht im Geringsten interessierten. Bei unseren Besuchen in Neuendettelsau materialisierten sie sich als ununterscheidbare Gestalten, Männer mit gestrickten Westen, Frauen in formlosen Kleidern mit Dutt, die sich über mich beugten. Und du? Wem g'hörst'n du? Wenn herauskam, dass ich die kleine Mohr war, kniffen sie mich herzhaft in die Wange.

Nur Onkel Blech materialisierte sich nie, dabei fiel sein Name ziemlich oft. Gerhard Blech. Meine Mutter sprach seinen Namen in einem Ton aus, den ich an ihr überhaupt nicht mochte. Er ist ganz elend gestorben, erzählte sie mir. Allein im Schnee erfroren. Die Leiche haben sie erst im Frühling gefunden. Die Genugtuung in ihrer Stimme.

Sie erzählte es mir, als sie bereits eine alte Frau und die Horde längst zu fernen Schatten verblasst war. Ich hatte gerade begonnen, den Archipel der familiären Überlieferung zu kartografieren, und war überall auf die Spuren von Gerhard

Blech gestoßen. Er war wie ein Springteufel, wenn man das von einem Missionar sagen kann.

Das Foto ist postkartengroß und auf festem Karton abgezogen, eine Ecke ist geknickt. Es zeigt lauter barhäuptige Männer in dunklen Anzügen und weißen Hemden mit hohen Kragen. Sie posieren vor dem Eingang eines lang gezogenen Gebäudes. Insgesamt sind es dreiundzwanzig. Sieben stehen auf den Stufen, die zum Eingang führen, der Zweite von rechts, ganz oben, ist Heiner Mohr. Sein Gesicht ist zwar nur halb zu sehen, aber seine Ohren sind deutlich zu erkennen. Zehn Männer stehen aufgereiht im Vorgarten zwischen blühenden Forsythien, sechs weitere sitzen vorn auf Hockern, sie wirken älter als die übrigen. Keiner lächelt. Links unten hält sich ein schmaler Mann mit Eierkopf und Mittelscheitel sehr aufrecht – es ist Gerhard Blech. Schräg hinter ihm steht ein auffällig dunkelhaariger Mann mit tief liegenden Augen: Johann Hensolt.

Auf die Rückseite des Fotos hat jemand mit Bleistift geschrieben: Abschied der Missionszöglinge, Neuendetelsau 1913. Wer das war, weiß ich nicht, ich kenne die Schrift nicht.

Die Missionszöglinge sind zwischen achtzehn und fünfundzwanzig Jahre alt und haben sehr unterschiedliche Vorstellungen vom Kaiser-Wilhelms-Land. Der künftige Prediger Johann Hensolt, zum Beispiel, malt den anderen gern das große Abenteuer aus: einsame Inseln, Korallenriffe, Urwald, unbekannte Tiere, Kannibalen und bemalte Krieger, Blumen in allen Farben. Alles bunter und gefährlicher als daheim, wilder und schöner. Georg Hugl dagegen spricht düster von den Anfechtungen, die auf sie warten, und man weiß nicht, ob er die tropischen Krankheiten meint oder das, was

manchmal in der *Deutschen Kolonialzeitung* abgebildet ist: samoanische Frauen mit blanken Brüsten und großen weichen Augen.

Heiner Mohr sieht eine endlose Pflanzung vor sich, mit Bäumen in Reih und Glied. Das ist seine Zukunft.

Am Sonntag vor Ostern werden sie nacheinander ins Büro von Bruder Blech gerufen. Der hätte eigentlich im Jahr zuvor nach Neuguinea ausreisen sollen, wo seine Braut Erna als Lehrerin arbeitet, aber dann hat sich herausgestellt, dass er nicht tropentauglich war. Blutarmut, heißt es. Nun sitzt er in Neuendettelsau und neigt zum Trübsinn, was vielleicht vom mangelnden Blut kommt, vielleicht auch von der abwesenden Erna. Er ist für die Missionszöglinge zuständig, obwohl er nur wenig älter ist als sie.

Sein Büro liegt direkt neben dem Speisesaal. Hier riecht es noch mehr als in den anderen Räumen nach längst vergangenen Mahlzeiten. Heiner ist der Letzte, der an die Reihe kommt. Die Hausschwester gießt Saft in zwei Gläser auf dem Schreibtisch und schließt sehr leise die Tür hinter sich. Blech räuspert sich und sagt, das Examen sei ja nun bestanden.

Das weiß Heiner schon. Und Blech weiß, dass Heiner es weiß.

Im Kaiser-Wilhelms-Land wirst du die Leitung der Plantage von Heldsbach übernehmen – Bruder Wangerl kann sich um landwirtschaftliche Belange nicht mehr kümmern. So ist es von der Leitung beschlossen.

Auch das weiß Heiner schon, und Blech weiß, dass er es weiß.

Eigentlich hat Heiner von der Pflanzung Salankaua geträumt, von den 800 Hektar mit 27 000 Palmen, aber das kann Gerhard Blech nicht wissen, denn Heiner hat es nie jemandem gesagt.

Es ist eine gute und große Aufgabe für dich, Bruder Mohr.

Ich werde sie mit Gottes Hilfe in Angriff nehmen, sagt Heiner und denkt, das war jetzt alles.

Aber der andere räuspert sich ein weiteres Mal und sagt: Noch etwas. Setz dich, bitte.

Heiner lässt sich also auf dem gepolsterten Hocker vor dem Schreibtisch nieder, breitbeinig, wie er immer sitzt, die Hände auf den Knien. Bruder Blech bleibt stehen. Von unten betrachtet sieht er noch schwächer aus als sonst. Über seinem Mittelscheitel hängt das Kreuz, ein wenig schief. Er nimmt einen Schluck Saft.

Aus Höflichkeit greift Heiner ebenfalls nach seinem Glas. Blech holt tief Luft.

Reisen nach Neuguinea sind sehr, sehr teuer für die Mission, das weißt du. Und das Klima dort ... Die Malaria ... Wir müssen uns genau überlegen, wen wir aufs Missionsfeld schicken. Das betrifft ... eben auch ... vor allem ... in diesem Fall die ... Ehefrauen.

Dieses Thema hat Heiner nicht erwartet, ausgerechnet von Bruder Blech. Die künftigen Missionare reden manchmal darüber: Ob man mit oder ohne Frau besser dran ist, dort, wo sie hingehen. Sie dürfen in den Jahren ihrer Ausbildung eigentlich keinen Kontakt zu Frauen unterhalten, manche tun es trotzdem. Johann Hensolt zum Beispiel.

Aber, sagt Bruder Blech, hält inne und betrachtet seine Hand, die das Glas hält, als wäre sie ein ganz und gar unbekanntes Tier. Dann reißt er den Blick los und setzt sich hin, Heiner gegenüber.

Nicht jeder ist ja zur Enthaltbarkeit geschaffen. Wie der Apostel Paulus sagt: Es ist gut für die Ledigen, wenn sie auch bleiben wie ich. So sie sich aber nicht mögen enthalten, so lass sie freien; es ist besser freien, denn Brunst leiden.

Sie sehen einander an. Sie wissen beide noch sehr wohl, was sie gesprochen haben, damals in der Schlettenheimer Stube. Warum Heiner glaubte, dass er unwürdig sei.

Es ist bald sieben Jahre her. Heiner hat es so oft bereut. Und sich so oft gewünscht, es würde wieder geschehen. Er hat all die Sünder beneidet, die Gottes Gebote nicht kennen. Er will nicht an diese zerzausten Zöpfe denken, dieses atemlose Lachen an seinem Ohr, den biegsamen Rücken, all das hat ihn so lange gequält. Er denkt aber doch daran. Vor allem, wenn er die Worte des Apostels Paulus hört, aber nicht nur dann. Und gerade jetzt, während Bruder Blech sein Saftglas dreht und wendet und ihn dabei so ansieht, erinnert er sich genau, an diesen Sommer vor sieben Jahren, als sie in der Erntezeit ausgeholfen hat, seine Cousine, sie war gerade konfirmiert, alle haben sie Lissi genannt, sie hieß Elisabeth, sie heißt immer noch Elisabeth, sie wohnt immer noch in der Kreisstadt, hat einen Mann und bekommt bald ihr zweites Kind.

Sie war ganz anders als seine Schwestern, so schmal und groß, ihre Hände, ihr Rücken nicht an Bauernarbeit gewöhnt, nicht einmal einen Heuballen hat sie heben können. Lissi, ihr Lachen schnell und leicht, ihre Augen, ihr Spott. Heiner, Heiner, lieber der als keiner! Das hat sie ihm über den Weidezaun zugerufen, in Tönen wie ein Kuckuck. Heiner, Heiner. Sie hat ihm zugewinkt und ist weggelaufen, den Schwestern hinterdrein.

Die Bewegung ihres Rückens. Er hat immerzu hinsehen müssen. Er hat auf ihr Erscheinen gewartet, im Hof, beim Einspannen. Plötzlich hat sie dagestanden, in der Haustür und ihm stumm zugeschaut. Später hat sie das Brot und den Most aufs Feld gebracht, und er hat wieder ihren Rücken gesehen. Ihre Augen auch, jeden Tag, jeden einzelnen Tag. Am Sonntag zur Kirche ist er hinter ihr gegangen, den Hügel hinauf. Die begehrliehen Gedanken haben ihn bis in den Gottesdienst verfolgt. Und dann hat sie an dem einen Abend im Heuschuppen gestanden, es war eine Sünde. Er hat es bereut, bereut es immer noch, auch wenn sie gesagt hat, es ist doch nichts passiert. Er denkt aber daran, wieder und wieder,

ihr Rücken und wie es gerochen hat im Schuppen, ihr Mund. Es hat geregnet. Er weiß, dass selbst die Erinnerung eine Versuchung ist. Nein, er kann sich nicht enthalten.

Also nickt er, stumm.

Bruder Blech sieht es nicht einmal. Eingedenk der Worte des Apostels Paulus und weil es auf der Pflanzung noch keine Hausfrau gibt, fährt er fort, legen wir dir nahe, dich umgehend zu verloben. Nach ungefähr zwei Jahren wird deine Braut dir aufs Missionsfeld folgen können. Das ist eine angemessene Zeit. Sie wird eine Ausbildung bekommen als Hebamme und Krankenpflegerin, so wird auch sie der Mission dienen können. Wir werden dir helfen, die rechte Frau dafür zu finden.

Lissi wäre gewiss nicht die rechte gewesen. Kuckuck, Kuckuck. Ihr langer Rücken, so schmal. Einer oder keiner.

Heiner überlegt, ob es jetzt angemessen ist, sich zu bedanken. Bruder Blech scheint keinen Dank zu erwarten. Er neigt den Kopf und faltet die Hände. Heiner tut es ihm nach.

Herr unser Gott, führe diesem Deinem Knecht Heiner Mohr eine Gefährtin zu nach Deinem Willen, auf dass er den Heiden ein Vorbild werde als Oberhaupt einer christlichen Familie, zu Deiner Ruhme, o Herr. Amen.

Amen, sagt Heiner.

Sie schütteln einander feierlich die Hand.

Von diesem Tag an hat Heiner sehr viel zu tun. Ihm bleiben nur zwei Monate bis zur Abreise. Er muss sich eine Überseekiste machen lassen, einen weißen Tropenanzug oder zwei, wenn das Geld dafür reicht, und Hemden. Er hat lange Listen für seine Ausrüstung erhalten, soll Werkzeug mitnehmen und Ersatzteile für Maschinen. Bücher braucht er, Papier, Strümpfe. Was die Frau betrifft, da verlässt er sich ganz auf den Herrn und die Brüder der Mission.

Mein Großvater Heiner vertraute auf Gott, unbedingt und sein Leben lang, über zwei Kriege hinweg. Er schloss nicht

einmal eine Krankenversicherung ab. Auf seiner Nase saß eine Narbe wie der Abdruck eines Sterns, ein Meteoriteneinschlag bis in den Knochen. Da hatte er sich in Neuguinea einmal einen Hautkrebs mit einem glühenden Messer weggebrannt. Er tat eben, was er konnte, alles andere war Gottes Wille.

Von seiner Brautschau erzählte er nie etwas. Seine Tochter Sophie sagte, Heiner und Marie hätten sich über die Mission kennengelernt. Ich stellte mir darunter immer eine Art Kaffeekränzchen vor, wie ich es von den Neuendettelsauer Sonntagen meiner Kindheit kannte, das größte Vergnügen der Horde, bei dem Lieder gesungen, Erinnerungen an Neuguinea ausgetauscht und Unmengen Kuchen verteilt wurden. Aus diesen Sonntagen folgerte ich, dass das Leben erwachsener Menschen ziemlich öde war.

Meine ältere Schwester Marianne allerdings besaß die Gabe, Erwachsenen zuzuhören, ohne sich zu langweilen. Sie wusste daher sehr viel mehr über das geheime Leben der Familie als ich und gab an mich weiter, was sie für geeignet hielt. Sie hielt nicht alles für geeignet. Schon als Kind war sie diskret und blieb es auch später. Vielleicht deshalb vertraute ihr Marie das Heft an, ein Schulheft für zwanzig Pfennige. Auf dem Etikett stand: Marie Mohr. Als Überschrift in der ersten Zeile: Kurze Erinnerungen.

Sie waren wirklich kurz, diese Erinnerungen, Marie brachte ihr ganzes Leben auf vierzig Seiten unter, im Ton eines Tatsachenberichts (wobei sie Entscheidendes wegließ). Nur die Buchstaben hielten sich nicht ganz an ihre dürren Worte. Sie sprangen immer wieder aus den Zeilen, und das lag nicht daran, dass Maries Augen nicht mehr gut waren. Es war die Empörung darüber, dass es nichts Besseres zu schreiben gab. Ich spürte ihre bebende Wut in jedem Satz. Das Kunststück hatte Marie schon immer beherrscht: Sie sagte »Ich näh dir den Kopf an«, und es klang so, als hätte der Be-

sitzer des Knopfs ein Verbrechen begangen, für das sie, Marie, nun ungerechterweise büßen musste.

Wir Kinder hatten Angst vor ihr. Sie bekam Wutanfälle, die sich wie ferne Gewitter rasend schnell näherten und immer lauter und heftiger wurden. Sie stampfte und schimpfte und grollte in jener Sprache, in der die Pflanzungsarbeiter der deutschen Südsee geflucht hatten. Wir verstanden kein Wort. Erst wenn sie erschöpft und mit vorgeschobenem Kinn wieder stumm in der Küche fuhrwerkte und nur noch die Töpfe scheppern ließ, kamen wir hinter Heiners Rücken hervor. Der blieb wie gewöhnlich die ganze Zeit ungerührt bei seiner Beschäftigung, leimte ein Vogelhaus oder nahm den Wecker auseinander, bis Punkt zwölf Uhr das Mittagessen auf dem Tisch stand. Marie war eine ausgezeichnete Köchin.

Das muss man ihr lassen, sagte meine Mutter. Und ärgerte sich, dass Marie ihr nie ein Rezept verriet.

Zu jener Zeit, als Heiner ausreiste, und noch lange danach war es üblich, dass ein Missionar, der für *drüben* eine Frau brauchte, von der Horde mit einer versorgt wurde. Kaffeekränzchen mögen auch eine Rolle gespielt haben, wenn gesunde, gottesfürchtige Mädchen gesichtet wurden, die wussten, was Arbeiten heißt, und nicht zimperlich waren. Für meinen Großvater eine Kandidatin zu finden, war nicht so einfach, er war ja nur ein Laie, kein richtiger Missionar – der so gut wie ein Pfarrer war, nur eben in den Kolonien. Aber ein Missionsbauer bedeutete kaum einen Aufstieg.

Zufällig – oder, wie es bei der Mission hieß, durch den Willen Gottes – war eine entfernte Cousine von Gerhard Blech Dienstmädchen in einem Pfarrershaushalt. In der Gegend waren die Bauernsippen vielfach untereinander verschwägert, meine Mutter behauptete, deshalb gebe es dort so viele Idioten.

Das Bild wurde beim Fotografen Ruckdeschel in der Kreisstadt Föhringen aufgenommen. Eine üppige junge

Frau mit rundem Gesicht schaut an der Kamera vorbei. Ihre Augen sind ein wenig zusammengekniffen, sie geben nichts preis. Ihre Mundwinkel heben sich zu einem unfertigen Lächeln mit geschlossenen Lippen. In den Händen hält sie ein Buch, man kann nicht erkennen, was für eines, aber es ist größer als ein Gesangbuch. An ihrer linken Hand sieht man den dünnen Streifen eines Rings. Es ist ihr einziger Schmuck. Ihr dunkles Kleid, oben weit geschnitten und an der Taille eng geschnürt, lässt nur den kurzen Hals frei. Schräg hinter ihr, halb verdeckt von ihrer Hüfte, steht auf einer gedrechselten Säule ein Gebinde künstlicher Blumen.

Die Marie vom Bauern Reinhardt, sagt man in Michelreuth, hat Rosinen im Kopf. Der Vater verwöhnt sie. Er hat ein ganzes Regal voller Bücher in der Stube und spielt Schach. Man sieht es ihm nach im Dorf, denn er hat ein lahmes Bein und muss am Stock gehen. Fünf Kinder hat er trotzdem zustande gebracht.

Marie ist die mittlere Tochter, sie spielt mit dem Vater Schach, was keine Beschäftigung für ein Mädchen ist. Sie ist sein Liebling, sie und nicht ihre Schwester, die süße kleine Sophie. Marie ist nicht süß, sie lacht selten. Wenn sie aber lacht, prustet und brüllt sie wie ein Mann. Und sie liest viel, sie versteht auch viel von der Wirtschaft auf dem Hof. Wer dich einmal kriegt, der hat ein Glück, sagte der Vater.

Er stirbt, als Marie vierzehn ist. Sie hat gerade die Volksschule zu Ende gebracht. Von da an besteht ihr Leben vor allem aus Arbeit, schwerer Männerarbeit auf dem Feld, bis der älteste Bruder die Landwirtschaftsschule abgeschlossen hat und den Hof übernimmt. Der jüngere Bruder, Otto, ist in die Stadt geschickt worden und lernt auf Lehrer. Marie beneidet ihn. Sooft sie kann, geht sie zu den Pfarrersleuten von Michelreuth, denn bei denen darf sie sich Bücher ausleihen.

Sie schmeichelt sich bei ihnen ein, indem sie der Frau Pfarrer mal ein Huhn, mal eine frische Wurst vorbeibringt und dem Hausherrn kluge Fragen stellt. Ab und zu erwähnt sie, dass sie Kinder liebt und ihnen gern etwas beibringt. Eines Tages eröffnet ihr der Herr Pfarrer, dass er eine Stellung für sie hat: als Hausmädchen beim Pfarrer in einem weit entfernten Dorf. Das ist zwar nicht, was sie gewollt hat, aber sie ist froh, von der harten Arbeit zu Hause wegzukommen. Sie geht also in Dienst, sie versorgt Kinder und Haushalt, sie kocht und geht in die Kirche, sie liest sämtliche Bücher, die der Herr Pfarrer für geeignet hält, heimlich auch noch ein paar andere, und wünscht, sie wäre als Mann geboren.

Zu Ostern fährt sie heim nach Michelreuth, die Pfarrersleute haben ihr eine Woche freigegeben. Am Sonntagnachmittag, kurz vor dem Kaffeetrinken, kommen zwei Reiter auf den Hof. Der eine ist ihr Vetter Gerhard Blech aus Steinbach, der in Neuendettelsau bei der Mission arbeitet, den anderen kennt sie nicht. Er ist groß und hager und hat Segelohren. Die meisten Menschen gleichen irgendeinem Tier, und dieser Mann hat etwas von einem unterernährten Pferd. Vetter Gerhard stellt ihn vor als Heiner Mohr aus Schlettenheim, der bald aufs Missionsfeld gehen wird. Der Mohr sagt höflich Grüß Gott und gibt allen die Hand. Als man sich in der Stube um die Kaffeetafel versammelt, tut er den Mund nicht auf. Kein interessanter Gast. Erst als die Mutter anfängt, ihn auszufragen, wie viele Geschwister er hat und wie die verheiratet sind, wie viel Land zum Mohr-Hof gehört, eigenes und Pachtland, und wie viel Stück Vieh und wie es um die Gesundheit der Eltern bestellt ist, da beantwortet er alle Fragen gründlich. Sie haben viel Obst, verkaufen davon in die Stadt, und sumpfig sind die Wiesen bei ihnen im Tal, gutes Futter für das Vieh. Bald geht es um die späte Aussaat dieses Jahr und um das Wetter und schließlich um die Mission. Maries Bruder will wissen, wie das mit den Kannibalen

ist, dort im Kaiser-Wilhelms-Land, und Gerhard sagt: Es ist ja doch ganz anders, als man denkt. Die Papua sind Krieger und Kannibalen aus reinem Aberglauben. Manche verspeisen nicht nur ihre Feinde, sondern auch ihre eigenen Toten, übrigens.

Die Tischrunde erstarrt über ihrem Streuselkuchen.

Hat das Evangelium erst bei ihnen Wurzeln geschlagen, hört das auf, schiebt Gerhard hinterher. Erleichtert essen alle weiter. Nur noch der Vetter redet. Marie hört ihm aufmerksam zu. Wenn er eine Pause macht, sinkt Stille über den Tisch, und man hört die Fliegen.

Ja, sagt Vetter Gerhard, ein Volk, das in religiösen Irrungen befangen ist, kann kulturell natürlich nicht hochkommen. Aber jetzt ist Kaiser-Wilhelms-Land deutsch, da haben sie Glück gehabt. Wenn die Engländer ihre Herren geworden wären oder, schlimmer, die Franzosen!

Marie legt ihm ein frisches Stück Streuselkuchen auf den Teller.

Wir Missionare müssen verderbliche Einflüsse von ihnen fernhalten. Leider gibt es viele schlechte Vorbilder unter den Weißen in den Südseekolonien, vor allem eben bei den Engländern und Franzosen, die oft ein lasterhaftes Leben führen.

Er redet voller Eifer, der Vetter Gerhard.

Aber auch unsere Leute! Die kaiserliche Kolonialverwaltung, meistens Preußen. Da will man den Eingeborenen Glauben und Frieden bringen, aber die Kolonialverwaltung unterstützt uns nicht.

Er beugt sich zu Maries Bruder, der ihm gegenüber sitzt: Der deutsche Gouverneur in Rabaul hat sogar ein Kind mit seiner schwarzen Konkubine! Möge Gott der Herr ihm Einsicht und Reue schenken ... Die Aufgabe von uns deutschen Christenmenschen ist es doch, die Papua auf eine höhere Kulturstufe zu heben, und das ist unmöglich, wenn die weiße Rasse dort degeneriert!

Die Familie Reinhardt murmelt Zustimmendes.

Wir wollen jetzt eine deutsche Schule aufbauen, die Eingeborenen sprechen ja ein primitives Englisch, das sich mit ihrer Sprache vermischt hat, ein Kauderwelsch, das taugt nicht für eine höhere Bildung. Deutsch sollen sie lernen, die Sprache Luthers.

Und Goethes und Schillers, wirft Marie ein. Vetter Gerhard hält verwirrt in seinem Redeschwall inne. Man hört, wie eine Fliege auf dem Leimstreifen an der Decke laut mit dem Tod kämpft. Maries Bruder sagt: Geh, Marie, unterbrich doch den Vetter nicht.

Der Mann aus Schlettenheim nimmt einen Schluck Kaffee und betrachtet sie aufmerksam. Die Mutter kneift die Lippen zusammen.

Was lernen sie denn sonst noch so, die Eingeborenen?, fragt Marie. Und Vetter Gerhard kehrt in sein Fahrwasser zurück, erzählt, dass das Vaterunser und das Lutherische Glaubensbekenntnis in mehrere Eingeborenensprachen übersetzt sind, auch Teile der Bibel. Mohr sagt zu alledem gar nichts.

Der Mann hat ein Gespür für Anstand, sagt Maries Bruder später, und von der Landwirtschaft versteht er auch was.

Die beiden Missionare lassen sich noch den Hof zeigen, bleiben aber nicht zum Abendbrot, sie wissen, was sich gehört. Heiner Mohr will vor Einbruch der Dunkelheit zurück in Schlettenheim sein.

Marie hat diesen langweiligen Mann schnell vergessen. Ein paar Tage später, sie ist schon wieder bei ihrer Pfarrherrschaft, bekommt sie einen Brief. Sie ist gerade beim Kochen und liest ihn gleich in der Küche. Der Brief ist von dem mundfaulen Heiner Mohr.

Er werde im Juni über Genua und Suez nach Kaiser-Wilhelms-Land ausreisen, schreibt er. Und er bitte sie, eine tüchtige Frau, die ihm »bei unserer kurzen Begegnung den besten Eindruck« gemacht habe, ihm nach gebotener Vorbereitungs-

zeit dorthin zu folgen, um »gemeinsam, als Eheleute, den Dienst in der Mission zu tun«. Er schreibt, dass er sich seiner Berufung gewiss sei. Er schreibt auch, wie viel er verdient, es ist wenig, weniger als wenig. »Gott der Herr möge unseren Bund segnen.« Er hoffe auf ihr Einverständnis.

Sie glaubt nicht, was sie da liest. Ein großes Missverständnis, sie hat mit dem Mann nur ein paar höfliche Worte gewechselt und ihm den Gewürzgarten gezeigt, den sie vor Jahren angelegt hat, das ist alles. Und in diesem Brief – da steht kein Wort von Liebe, nicht einmal von Zuneigung. Kein Kompliment. So ein komischer, unschöner Mann, der nichts zu sagen hat, der vielleicht und allerhöchstens etwas von der Wirtschaft auf einem Hof versteht, macht ihr, Marie, einen Heiratsantrag. Was denkt der sich bloß, dieses klapprige Pferd von einem Mann?

Sie rührt in der Suppe, sie darf den Liebstöckel nicht vergessen. Deshalb also hat Vetter Gerhard so viel von diesem Neuguinea geredet.

Weil einer, der keinen eigenen Hof hat und keine Bildung, ein völlig Fremder, will, dass sie dorthin geht, um ihn zu heiraten. Der Gedanke ist so – verrückt. Es ist so – demütigend. Sie steckt den Brief in den Umschlag zurück. Die Suppe kocht nicht mehr, kein Wunder, das Feuer ist heruntergebrannt, wo hat sie nur ihren Kopf, sie bückt sich mechanisch zum Holzkorb und greift zwei Scheite. Einen Heiratsantrag hat sie sich anders vorgestellt, ganz anders. Und den Mann dazu erst! Es muss einer sein, der sie liebt, auch wenn sie nicht schön ist, aber sie ist auch nicht hässlich, und sie kann etwas. Es muss einer sein, der sagt, dieser Hof ist jetzt auch deiner. Oder sagt, in dieser Stadt werden wir zusammenleben. Einer, der klug ist wie ihr Vater, der die Darlehenskasse im Dorf verwaltet und ihr das Rechnen mit Zins und Zinseszins beigebracht hat, den sie beim Schach besiegt hat, als sie zwölf war. Wenn ihr Vater noch leben würde. Sie könnte etwas lernen. Frauen

können nicht Arzt werden, aber sie könnte Krankenschwester werden. Oder Lehrerin. Und einen klugen Mann heiraten, das kann sie außerdem, einen Arzt, einen Lehrer oder einen Pfarrer.

Sie wirft das Holz in die Brennkammer, das Feuer springt auf, der Impuls, den Brief gleich hinterherzuwerfen, ist stark, soll er doch die Suppe wärmen. Aber sie steckt ihn in die Schürzentasche, sie muss ihn der Frau Pfarrer zeigen, die es immer gut mit ihr gemeint hat. Sie schließt die Herdklappe, rückt den Topf zurecht und rührt heftig um. Die Knochen darin rappeln, das Fett zerfällt in schillernde Augen.

Ich danke Gott, Marie, für eine Person wie dich in meinem Haus, sagt die Frau Pfarrer, als sie den Brief gelesen hat. Aber wenn der Herr dich in die Mission ruft, stehe ich nicht im Wege.

So hat Marie das noch gar nicht betrachtet. Für sie ist es nur ein Bauer aus Schlettenheim, der da gerufen hat, und nicht Gott. Ich will diesen Mann nicht, sagt sie. Ich werde ihm schreiben und sagen, dass ich ihn nicht heiraten kann. Sie sagt nicht, dass er ihr nicht gefällt, dass ihr die Liebe fehlt, dass er keine Größe hat und auch sonst nichts. Dass er sie an einen kranken Gaul erinnert. Sie wagt es nicht.

Manchmal ist es schwer, den Willen des Herrn zu erkennen, sagt die Pfarrfrau.

Am Sonntag nach Ostern kommt Vetter Gerhard vorbei. Er kommt wieder aus seinem Dorf, es war ein Ritt von mehreren Stunden, er hat also einiges auf sich genommen.

Der Herr Pfarrer hat mir geschrieben, dass du nicht willst.

Wieder wird Kaffee getrunken und wieder ein Kuchen gegessen, den Marie gebacken hat. Sie isst nichts davon. Hätte sie ihn nur im Ofen verbrennen lassen.

So kann man die Sache nicht abtun, sagt der Herr Pfarrer zu Marie. Und Vetter Gerhard: Der Bruder Mohr ist ein guter

Mann. Und die Pfarrfrau: Du musst auf den Ruf Gottes hören, Marie.

Alle drei sagen ihr, was sie Heiner Mohr schreiben soll: dass er sie zu Pfingsten im Haus ihrer Pfarrersleute besuchen darf und dass sie ihm dann ihre Antwort geben wird. Das ist noch kein Jawort, Marie.

Und Marie schreibt den Brief.

Von da an wird bei jeder Abendandacht im Pfarrhaus gebetet, dass der Herr Marie den rechten Weg weisen möge. Sie singen *So nimm denn meine Hände und führe mich*, die Kinder können das Lied schon auswendig, als es am Samstagabend vor Pfingsten an der Tür läutet und Heiner Mohr dasteht, zusammen mit Gerhard Blech.

Am Sonntag gibt der Herr Pfarrer im Gottesdienst die Verlobung der Marie Reinhardt mit dem Laienmissionar Heiner Mohr bekannt. Am Montag fahren sie nach Schlettenheim zu Heiners Familie, Vetter Gerhard hat das junge Paar angekündigt. Die Mohrs müssen zusehen, dass sie noch schnell etwas Anständiges für die Verlobungsfeier auf den Tisch bringen. Am Dienstag reist Marie zurück zu den Pfarrersleuten. Der Bräutigam muss packen.

Gäbe es ein Bild vom Pfingstmontag 1913, dann wäre außer dem Paar auf jeden Fall Gerhard Blech darauf zu sehen, mit Heiners Eltern und Maries Bruder. Im Hintergrund sähe man vielleicht eine Obstwiese und eine Scheune.

Aber eine Fotografie von der Verlobung der beiden gibt es nicht. Auch keine Anzeige, keine Karte, nichts. Niemand hat diese Angelegenheit wichtig genug gefunden, um sie für die Nachwelt festzuhalten. Dass zwei Bauernkinder in Übersee heiraten wollten, dafür holten die Eltern nicht gleich einen Fotografen. Geblieben ist von dem Ereignis nur Maries Heft und darin ein Satz, nein zwei: Samstagabend kam er mit

Blech zu uns, und am Sonntag verlobten wir uns. Es ging sehr wenig romantisch zu.

Maries nüchterner Ton. Ich verstand zum ersten Mal ihre Wut.

Die Verlobten hatten noch ein Wochenende, das sie im Haus von Maries Pfarrersleuten verbrachten. Verbringen durften, wie Marie in zorniger Demut schrieb. Sie machten einen Ausflug, für ein paar Stunden, einen kleinen Berg hinauf. Da waren sie dann allein.

Drei Wochen nach Pfingsten ging der Bräutigam an Bord. Seine Habseligkeiten passten in eine geteerte Reisetruhe, beschlagen mit Holz. Das Messer, das man ihm zur Konfirmation geschenkt hatte, nahm er mit.

Marie hätte zwei Jahre später nachkommen sollen. Aber der Krieg.

In meiner Familie gab es die Gepflogenheit, Geschichten, die vom Krieg handelten, unvollendet zu lassen. Das klang dann so: »Die Lissi hat ja unbedingt wieder nach Führingen zurückgewollt. Obwohl es immer mehr Bombenangriffe gegeben hat.« Oder: »Er hat Künstler werden wollen, so gut hat er zeichnen können! Sie haben ihn noch '45 eingezogen.«

So ging das. Wir Kinder verstanden sofort, dass Lissi eine dieser Bomben abbekommen hatte und dass einer kein Künstler geworden war. Gesagt wurde es nicht.

Der Krieg war eine märchenhaft böse Welt, in der sehr viel kaputtging. Die Erwachsenen sprachen davon in Wörtern, die für mich keine Bedeutung hatten. Bomben, Tiefflieger, Luftschutzkeller, Torpedo, U-Boot. Mit der mir bekannten Wirklichkeit hatte das nicht das Geringste zu tun: nichts mit den schweren Vorhängen im Wohnzimmer, den Binsen in der Bodenvase, den Deckchen, dem Kreuz an der Wand. Nichts mit uns, unserer Familie, mit unseren Mahlzeiten, Spaziergängen, Regeln.

Krieg war ganz anders. Im Krieg *fielen* Männer und blieben als efeuumrankte Bilder tot an der Wand zurück, Onkel in Uniformen mit Kindergesichtern. In unserer Realität dagegen bekam man, wenn man fiel – zum Beispiel vom Fahrrad –, Jod und ein Pflaster, schlimmstenfalls einen Gips, und dann war alles wieder in Ordnung.

Und es war wichtig, dass alles in Ordnung war. Ständig wurde irgendetwas geradegerückt, geflickt, geklebt, repariert, gestrichen, gesäubert und gebügelt. Dass es zwischen dem andauernden Kampf für »alles in Ordnung« und den unvollendeten Geschichten aus dem Krieg einen Zusammenhang gab, begriff ich lange nicht. Ich fand diesen ameisenhaften Zwang zur Idylle einfach nur anstrengend, er ermüdete uns alle. Irgendwann gaben wir auf, machten uns davon, jede und jeder anders, Eltern und Kinder, alle insgeheim auf der Flucht, während wir weiterhin gemeinsam am Esstisch saßen. So sorgten wir mit vereinten Kräften dafür, dass unsere windschiefe Nachkriegshütte zusammenbrach. Und über den Trümmern schwebte die Fata Morgana der schönen fernen Kolonie Neuguinea.